



Eine Zeitschrift für Leser aus allen Ständen.

Waldenburg, den 2. Februar.

Winterlied.

Draußen, draußen auf den Straßen
Spielen die Dezember-Mücken:
Blaue Wangen, rothe Nasen,
Steife Glieder, krumme Rücken.

Winter, habt gar große Eile,
Seid ein unverschämter Vetter!
Bringt uns nichts als Langeweile,
Frost und Thau- und Stöberwetter.

Meine kleinen Fensterscheiben
Sind mit Blumen kraus bemalt:
Oftel Winter, laßt das bleiben,
Gärtnerlohn wird schlecht gezahlet.

Su, und kalt ist's in der Bude,
Kann vor Frost kein Glied mehr rühren.
Heißt doch, heißt doch, Mutter Trude,
Muß wahrhaftig sonst erfrieren.

Sei, das glühet und das sprühet
Wie in einer kleinen Hölle.
Nun ihr Blümlein, jetzt verblühet
Mir am Fenster auf der Stelle.

So; nun kann der Winter immer
Heut sein tückisch Spielwerk treiben.
Ich will in dem warmen Zimmer
Scho — Sommerlieder schreiben.

G. Litz.

Der Fischerknabe.

(Fortsetzung.)

Unter solchen Umständen verging ein Jahr nach dem andern; mein Prinzipal war wegen meiner Geschäftskennntniß und meines soliden, eingezogenen Lebens mir sehr gewogen, und vertraute mir in Folge dessen die wichtigsten Geschäfte an. Vier Jahre schon war ich nun in seinem Hause, als sich plötzlich mein Schicksal änderte, und mein Glückstern aufs Neue zu glänzen anfing.

Schon hatte ich mir durch Sparsamkeit ein hübsches Sümichen erworben, doch reichte dies freilich nicht hin, mir eine sichere Existenz zu begründen; allein ein glücklicher Zufall ließ

mein kleines Vermögen zu einer nicht unbedeutenden Höhe heranwachsen. Durch Zureden eines unserer Handlungsdieners bewogen, spielte ich nämlich mit diesem gemeinschaftlich ein Lotterieloos und erhielt unerwartet die erfreuliche Nachricht, daß ich auf meinen Antheil 50,000 Fl. gewonnen hätte.

Dieser Glücksfall veranlaßte mich nun, daß ich ohne Zögern meinen Dienst aufgab und mich entschloß, nach meiner Vaterstadt zurückzukehren, um bei dem alten B. um die Hand seiner Tochter anzuhalten, die er mir wohl schwerlich unter den jetzigen Umständen verweigern wird.

Diesen Vorsatz will ich jetzt in Ausführung bringen und bin auf dem Wege nach meiner Heimath begriffen. Der schönen Jahreszeit und der herrlichen Gegend halber habe ich die Reise zu Fuße gemacht, und so das Glück gehabt, Ihre mir so werthe Bekanntschaft zu machen."

Hiermit schloß der Kaufmann seine Erzählung, Ludwig aber konnte nicht umhin, ihm seine herzlichste Freude auszudrücken, daß nach schweren Schicksalen, die er überstanden, ihm die Sonne des Glücks wieder lächle und der Himmel seine schönsten Hoffnungen in Erfüllung gehen zu lassen scheine.

4.

Unterdessen waren die beiden Reisenden in Coburg angelangt, und beschlossen einstimmig, da des Kaufmanns Geschäfte längeren Aufenthalt erforderten und auch für Ludwig der erwartete Brief von seinem Freunde noch nicht eingegangen war, einige Tage daselbst zu verweilen, ehe sie ihre Weiterreise fortsetzten.

Als sie einst Arm in Arm vor den Thoren Coburgs spazieren gingen, erbot sich auch Ludwig, seinem Freunde von seinen Lebensereignissen eine kurze Mittheilung zu machen. — Ge-

spannt hörte der Kaufmann zu, als Ludwig begann.

„Von meinen Eltern ist mir wenig bekannt, weil ich sie beide an Einem Tage in meinen Kinderjahren durch einen traurigen Vorfall verlor. Nur so viel kann ich mich erinnern, daß mein Vater ein Fischer war, und mit meiner Mutter nebst mir eine kleine Fischerhütte unfern des Rheins bewohnte, und daß eines Abends bei einem fürchterlichen Unwetter ein Fremder in unsere Hütte trat, der meinen Vater zu bewegen wußte, ihn unverweilt über den Rhein zu setzen. Seitdem habe ich meinen Vater nicht wiedergesehen. Sein Leichnam ist den folgenden Tag von andern Fischern ganz zerseht aufgefunden und begraben worden. Meine Mutter dagegen wurde am Ufer des Rheins ohnmächtig von den zu ihrem Beistande herzugeeilten Fischern aufgefunden. Man brachte sie zwar in eine nahegelegene Wohnung, wo sie sich auf Augenblicke erholte; allein der übermenschliche Schmerz machte noch am selbigen Tage ihrem Leben ein Ende.

Schrecklich war für mich, einen neunjährigen Knaben, der Verlust meiner Eltern. Ich stand allein im elterlichen Hause und rief vergebens, da weder mein Vater noch meine Mutter zurückkehrten und mir Nahrung reichten, mit weinender Stimme ihre Namen. Nichts vernahm ich, als den Wiederhall meiner eigenen Stimme. Niemand erschien und wollte sich des verlassenen Knaben annehmen. Von fürchterlichem Hunger gepeinigt, suchte ich vergebens nach Brod, und machte, da schon der Abend herannahte und zugleich auch meine Furcht wuchs, öftere Versuche, unsere Stube zu verlassen, die ich aber zu meiner noch größeren Angst verschlossen fand. Nach langem Drängen und Pochen gelang es endlich meinen schwachen Kräften, die Stubenthür, die nur schlecht verwahrt werden konnte, zu öffnen, als der Pre-

biger, begleitet von einigen Männern des nahe gelegenen Dorfes, auf mich zutrat, und mich fragte, wo ich hin wolle? Vater und Mutter suchten, rief ich, die schon den ganzen Tag fort sind. Mit freundlichen Worten führte er mich zurück, suchte mich zu beruhigen und gab mir ein Stück Kuchen, welches ich begierig verschlang. Als ich darauf wieder unaufhörlich nach meinen Eltern fragte, sprach der alte Pfarrer nach vielen Trostreden zu mir: „Deine Eltern, lieber Sohn, werden nicht wieder kommen, sie sind in eine bessere Welt eingegangen, wo es ihnen sehr gut geht und sind böse auf Dich, wenn Du so oft nach ihnen fragst und nicht aufhörst zu weinen.“ Durch solche und ähnliche Worte, denen ich aufmerksam zuhörte, gelang es ihm endlich, mich zu beruhigen. Zufällig fiel sein Blick auf einen Geldbeutel, den der Fremde auf den Tisch gelegt hatte, und er fragte mich, wem dieser gehöre. — Ich erzählte ihm davon, so viel ich wußte, daß ein fremder Mann denselben meinem Vater gegeben, welcher ihn dafür über den Rhein gefahren habe. Nachdem er mit Fragen mich genugsam abgequält hatte, zählte er das darin befindliche Geld und sprach dann mit den anwesenden Personen. Darauf ergriff er mich bei der Hand und sagte zu mir: „Höre, lieber Sohn, in diesem Hause kannst Du nicht länger allein bleiben, Du mußt mit mir nach dem Dorfe kommen, wo Du viele Spielkameraden Deines Alters finden wirst. Wenn Du mir versprichst, immer hübsch zu folgen, so will ich Dich zu mir nehmen und Dich als mein eigenes Kind erziehen.“ Ich folgte diesem Manne, der mir durch sein ganzes Benehmen Zutrauen eingeflößt hatte, sehr gern, und versprach Alles zu thun, was man von mir verlangen würde.

In seinem Hause angelangt, wurde ich von seiner Frau, nachdem er mit ihr über

mich gesprochen hatte, herzlich empfangen und mit Küßen überhäuft. Bald war ich in diesem Hause ganz einheimisch; meine unglücklichen Eltern hatte ich unter den Liebkosungen meiner Pflegeeltern nach und nach fast vergessen, und im frohen Treiben meiner Kinderspiele blieb mir unter diesen Verhältnissen nichts zu wünschen übrig. Meine Pflegeeltern liebte ich über Alles, denn sie überhäufte mich mit Wohlthaten und erzogen mich, da sie selbst kinderlos waren, als ihr eigenes Kind. Groß war daher meine Betrübniß, als nach einigen Jahren meines Dorfsseins meine Pflegemutter mir durch den Tod entrisen ward; ja ich vergoß darüber vielleicht mehr Thränen, als ich über den Tod meiner unglücklichen Eltern geweint habe. Gern übernahm ich, nun schon ziemlich herangewachsen, gemeinschaftlich mit dem alten Pfarrer die Beforgung der häuslichen Geschäfte, und mein Pflegevater lobte mich oft über meinen rastlosen Eifer. Dafür lehrte er mich auch lesen und schreiben und unterrichtete mich über andere Gegenstände. Hierin machte ich bald zu seiner nicht geringen Freude die schnellsten Fortschritte, so daß er, von meinen Fähigkeiten überzeugt, mich auf ein Gymnasium schickte, wo ich meine weitere Bildung erhalten sollte. Durch den angestrengtesten Fleiß übertraf ich bald alle meine Mitschüler und erwarb mir dadurch die Liebe meiner sämtlichen Lehrer. Mein Pflegevater war darüber außer sich vor Freude und schloß mich voll väterlicher Liebe in seine Arme, als ich später meine Schulzeit beendet hatte, und er mich nach meinem angetretenen neunzehnten Jahre nach der Universität Göttingen bringen konnte.

Durch eigene Entbehrung bestritt der gute Greis die bedeutenden Kosten und sorgte väterlich für alle meine Bedürfnisse. Doch nicht lange sollte mir diese Aufopferung werden; der gute Pfarrer, dem ich Alles zu verdanken hatte,

starb, nachdem ich erst ein Jahr auf der Universität war.

Mit dem Tode meines Pflegevaters hörten auch meine Hülfquellen auf und ich wurde in die traurige Nothwendigkeit versetzt, für meine Erhaltung selbstständig zu sorgen. Doch der Himmel half auch hier weiter. Meine Professoren, deren Liebe ich durch gutes Betragen und Befolgung der gegebenen Vorschriften gewonnen hatte, und welche von meinem hilflosen Zustande unterrichtet waren, verstatteten mir unentgeltlichen Besuch der Collegia, und durch ihre Empfehlung ertheilte ich auch Privat-Unterricht in einigen Häusern, wodurch ich meine übrigen Ausgaben bestreiten konnte. Auf diese Weise wurde mir freilich unter sehr beschränkten Umständen mein weiteres Studium möglich.

Ruhig verlebte ich meine Studienjahre, ohne mich um das wüste Treiben einiger meiner Commilitonen, von denen ich öfter zur Theilnahme ihrer losen Streiche aufgefordert ward, zu kümmern, bis meine Laufbahn durch ein unerwartet trauriges Ereigniß plötzlich eine andere Richtung bekam.

Eines Tages ließ ich mich nämlich von einigen meiner nächsten Bekannten vom Spaziergange abhalten und zum Besuche eines Weinhauses verleiten, wobei sie mir, da sie meinen Geldmangel kannten, freie Beche versprachen. Nach Leerung einiger Flaschen guten Rheinweins ging es äußerst lustig her, und vorzüglich mußten Tische und Stühle, so wie Gläser und leere Flaschen diese ausgelassene Fröhlichkeit empfinden. Nachdem tolle Streiche in Menge ausgeübt waren, schien es einem Herrn v. E., der ziemlich vom Weine erhitzt war, besonders zu gefallen, meine Person zur Zielscheibe äußerst beleidigender Witze zu gebrauchen. Eine ganze Weile that ich, als bemerkte ich dergleichen nicht, in der Hoffnung, daß dieselben aufhören sollten, auch größten-

theils darum, um nicht zu ernstern Ausritten Veranlassung zu geben.

Doch als sich diese Witze in Spott verwandelten, und oft mit schallendem Gelächter begleitet wurden, ja andere Anwesende, aufmerksam gemacht, sich eines Lächelns nicht enthalten konnten, da riß der Faden meiner Geduld: „Herr,“ sagte ich zu ihm, mit vor Wuth zitternder Stimme, „bin ich der Gegenstand Ihrer abgeschmackten Witze, so geben Sie mir Rechenschaft, was Sie dazu berechtigt,“ und schlug mit der Hand an meinen Degen. „Wer sonst?“ sagte er mit gellendem Lachen, „wenn Sie dieses nicht schon längst gemerkt haben, so steht es schlecht mit Ihrem Verstande. Doch seht,“ fuhr er fort, „was der Bursche für drohende Bewegungen macht, als sei er der Ritter ohne Furcht und ohne Tadel.“

„Was soll denn der Schlag an den Degen bedeuten?“ rief er, von seinem Sitze aufspringend; „einem Büchermurm, der heute zum ersten Mal ins wahre Leben eintritt, steht das übel an.“

Ohne Zweifel würde er sogleich über mich hergefallen sein, wenn ihn nicht die andern Studenten zurückgehalten hätten. Allein, einmal aufgereggt, ergriff er ein volles Weinglas, welches vor ihm stand und goß mir den Inhalt desselben ins Gesicht.

Das war mehr, als selbst der geduldigste Charakter zu ertragen vermochte. Schnell wie der Blitz hatte er einen solchen Backenstreich, daß er vom Stuhle zurücktaumelte und der Länge nach zur Erde stürzte. Außer sich vor Wuth richtete sich Herr von E. wieder auf, zog seinen Degen und hieb wüthend auf mich ein, ehe ich Zeit bekam, den meinigen zu ziehen. Wir wurden jedoch von den Uebrigen, welche eigentlich schon eher hätten hemmend dazwischen treten sollen, getrennt, und nach einstimmigem Beschluß sollten wir unsere

Sache, da mein Gegner darauf bestand, im Freien mit dem Degen ausmachen. So gern ich mich einem Duell entzogen hätte, so konnte ich doch unter diesen Umständen nicht zurücktreten und mußte wohl gute Miene zum bösen Spiel machen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV.

Als der Unterzeichnete im verflossenen Nachsommer mehrere Wochen an den trefflichen Heilquellen zu Hesseu-Homburg Genesung suchte und fand, besuchte er die meisten Abende in einem Gasthose eine Gesellschaft alter, werther Bekannten aus Rheinbaiern. Um dieselbe Zeit fingen die Festlichkeiten am Niederrheine an, und mit Begeisterung wurden die Toaste und die Rede des Königs von Preußen bei der Grundsteinlegung zum Kölner Dombau besprochen. Bei dieser Gelegenheit erzählte der königl. bairische Regierungsbeamte zu Speyer, Hr. Walter, folgende Anekdote von diesem Monarchen, von welcher die ganze Gesellschaft tief ergriffen war: „Vor mehreren Jahren war ich gerade in Saarlouis anwesend, als der jetzige König, damals noch Kronprinz, die Truppen dort musterte. In denselben Tagen wurde einem königl. preuß. Zollbeamten, einem ehemaligen Soldaten, ein Söhnlein geboren. Der glückliche Vater bat den Kronprinzen, dem Neugeborenen in der Taufe dessen Namen geben zu dürfen. Dieser erklärte nun zugleich, bei der heil. Taufe zugegen sein zu wollen und bestimmte auf den nächsten Morgen die Stunde, wo er in der Kirche erscheinen werde. Dies wurde bald im Orte bekannt und um die bestimmte Stunde war die Kirche gedrängt voll Menschen. Der

Pfarrer, ein Rheinländer, hielt eine geistreiche, gemüthliche Rede, und unmittelbar nach der heiligen Handlung fing das Kind an zu weinen. Der Kronprinz wiegte es auf seinen Armen, um es zu beruhigen. Der Redner fuhr fort, indem er die Worte an den Kronprinzen richtete: „Möchte er einst als König sein Volk so liebevoll in seinem Herzen tragen, wie jetzt diesen Säugling auf seinen Armen!“ Da unterbrach ihn dieser mit den lauten Worten: „Das will ich,“ und mit aufgehobenem rechtem Arme und ausgestreckten zwei Zeigefingern setzte er hinzu: „Ich gelobe es!“ Die vielen Zuhörer, welche in stiller Andacht dicht umherstanden, waren davon tief ergriffen, und der Geistliche selbst brauchte einige Augenblicke, um sich zu sammeln und in seiner Rede fortzufahren.“

Wilhelm Weinerts,
Weinbergbesitzer in Gutersblum bei
Dypenheim.

Die kleine Jungfrau von Joinville.

(Fortsetzung.)

Der Unwille des Herrn von Guise war gestillt, als der Morgen erschien und die Stunde kam, da er seine Geliebte verlassen und in sein Schloß zurückkehren mußte. Obwohl sein Zorn schrecklich war, besaß er doch eine natürliche Achtung der Gerechtigkeit. Er würde nie gewagt haben, ihr öffentlich zuwider zu handeln, oder gar der Moral und den heiligen Rechten der Ehe entgegen zu treten; deshalb beruhigte er sich mehr und mehr, je näher er seiner Wohnung kam. Seine Stien wurde nachdenkend; er ritt langsamer und der Weg kam ihm zu kurz vor. Er schlug selbst einen bedeutenden Umweg ein und hielt einen Augen-

blick unter den Bäumen, um seine verworrenen Gedanken zu ordnen.

Die Sache brachte ihn in Verlegenheiten mancher Art, an die er vorhin gar nicht gedacht hatte, wenn er auch nicht fürchtete, daß die Herzogin es aufs Aeußerste treiben werde. Diese Fürstin besaß zu viel Sanftmuth und zu viel Tact, als daß sie etwas unternommen hätte, das ihrer Würde nachtheilig sein konnte, denn sie hatte königliches Blut in ihren Adern, das reinste aus dem Zweige der Bourbonn. Uebrigens hatte sie gegen ihren Gemahl nie ein Wort geäußert, in dem sich nicht ihre Zärtlichkeit und Hingebung ausgesprochen hätte; mußte er jetzt erwarten, daß sie zuerst von der Sache zu reden anfangen werde? Das war der schwierige Punkt. Der Fürst mußte glauben, daß sie von Allem unterrichtet sei; sie hatte es ihm zu verstehen gegeben; wartete er, bis es zu einer Erklärung käme, so war dies eine sehr lästige Rolle, der auch etwas Schmachvolles anhing; sie glich der Lage eines Schülers, der auf einem dummen Streiche ertappt worden ist und nun der Strafrede seines Lehrers entgegensteht. Wie konnte er aber auf der andern Seite selbst von einer so delicates Sache anfangen? Mit einem Streite zu beginnen, war unrecht und unausführbar, und der Herzog stellte sich's im Geiste vor, wie er beschämt vor Antoinette von Bourbon stehen würde, wollte er sich zu einer solchen Comödie erniedrigen; sie würde gewiß die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne ihm zu sagen, daß sie sich eigentlich zu beklagen habe. Für ein edles Herz ist es etwas Grausames, Verzeihung für eine Undankbarkeit zu erhalten, und Guise sah voraus, er werde einer solchen drückenden Verzeihung nicht entgehen können. Ueber allem diesem stand seine Liebe zu der Geliebten, von der er ebenfalls nicht ablassen wollte; lieber hätte er

noch eine unangenehmere Lage ertragen, jeden möglichen Wortwechsel erduldet und tausendmal eine demüthigende Verzeihung hingekommen, als daß er seinen nächtlichen Besuchen entsagte. So stand er zwischen seiner Liebe, seinem Stolz und der Geradheit seines Characters, und in einem dieser drei Punkte mußte er Concessionen machen. Guise sah sich durch die Umstände in eine unerträgliche Verlegenheit versetzt und ergriff endlich die in solchen Fällen klügste Partei, d. h. er nahm sich vor, Erklärungen nicht selbst herbeizuführen und seiner Frau die Verlegenheit zu überlassen, sie hervorzurufen. Als er im Schlosse ankam, begab sich der Fürst in seine Gemächer und ging, sobald er seine Reiskeleidung abgelegt hatte, gerade zu der Herzogin. Antoinette von Bourbon kam eben aus ihrem Betsaale und begegnete ihrem Gemahle. Trotz ihrem geheimen Kummer besaß sie das gesunde Aussehen, welches das regelmäßige Leben giebt. Die Freude ihren Gemahl wiederzusehen und das lebenswürdige Lächeln, das ihr Gesicht überstrahlte, gaben ihr jene eigenthümliche Schönheit, welche von der Seele kommt. Dem Fürsten fiel dies bei dem ersten Blicke auf und beide waren in diesem Augenblicke bewegt. Sie hatten die Absicht gehabt, einander nur die Hände zu drücken, aber die Herzogin legte da eine Hand auf die Achsel des Herzogs, lehnte ihre Wange an die Brust ihres Gemahls und blieb eine Zeit lang in dieser Stellung. Obgleich die gefürchtete Scene in diesem Augenblicke unvermeidlich zu sein schien, so wies Guise doch diese Innigkeit nicht zurück; er blieb stehen und erkundigte sich liebevoll nach dem, was die Herzogin in diesen Tagen gethan und gedacht habe. Die Frauen besitzen einen scharfen Blick, um zu errathen, was in der Seele vorgeht; Antoinette von Bourbon fühlte es an den verlegenen Mienen des Fürsten,

daß es ihm peinlich sein werde, jetzt in Erklärungen sich einzulassen. Sie wollte ihr diese Unannehmlichkeit ersparen, um den zärtlichen Empfang nicht zu stören, und es war keine Rede von dem Besuche bei der kleinen Jungfrau oder von der Absendung der Meubles an dieselbe.

Als Guise den Abend herankommen sah, ohne daß seine Frau ein Wort von der Sache sprach oder auch nur eine gewisse Anspielung darauf machte, hoffte er, das Wetter werde vorüberziehen. Er meinte, die eben so fein fühlende, als edelsinnige Herzogin werde sich damit begnügen, ihm das angedeutet zu haben, was sie leide, ohne bis zu Klagen oder Vorwürfen zu gehen; aber wenn er an die edle Rolle dachte, welche Antoinette von Bourbon in diesem Falle spielte, kam ihm die seinige sehr jämmerlich vor. Schweigen wurde Freiheit; er sah voraus, sein Unrecht werde in der Zukunft immer größer werden, Gewissensbisse ihn peinigen und die Verlegenheit ihn so niederdrücken, daß er am Ende nicht mehr wage, die Augen vor seiner Gemahlin aufzuschlagen. In einem Augenblicke, als sie ihn mit einem Blicke voll Sanftmuth und Wohlwollen ansah, empörte sich sein edles Herz gegen ihn. Er wollte um jeden Preis mit seinem Gewissen ins Reine kommen.

„Ihr habt heute geweint, Herzogin?“ fragte er mit einem Male.

„Ich?“ entgegnete Antoinette erbleichend. „Guter Gott, warum sollte ich weinen? Dazu habe ich nur Veranlassung, wenn Ihr im Kriege seid, und für diese Zeit spare ich meine Thränen auf.“

„Ich möchte doch wissen, ob Ihr ein einziges Mal in Eurem Leben eine Lüge sagen könnt. Habt Ihr geweint, ja oder nein?“

„Was ist Euch heute Abend? — Wir waren

eben noch so gute Freunde mit einander; wollt Ihr mit mir zanken?“

„Es freuet mich, daß Ihr nicht zu lügen wagt, Herzogin. Gesteht mir, daß Ihr geweint habt; wie könnt Ihr ein Geheimniß vor mir daraus machen, nachdem Ihr mir meine Abweichungen vom rechten Wege auf eine Art vorgehalten habt, daß ich nicht länger schweigen kann?“

„Ach, Herr Herzog,“ entgegnete Antoinette, indem sie die Hände faltete, „habe ich geweint, so geschah es aus Reue darüber, Euch diese Langeweile verursacht zu haben. Hundertmal habe ich mir vorgenommen, meinen Schmerz zu verbergen, wenn Ihr mir untreu würdet, aber ich konnte einem bösen Wunsche nicht widerstehen. Ich weiß es, ich bin nicht schön und vierundzwanzig Jahre alt, während Eure Geliebte in der Blüthe der Jugend steht. Ich hätte Geduld haben sollen, denn Euer Leidenschaftlichen werden mit dem Alter allmählig verlöschen. Euer Liebe habe ich verloren, aber Eure Freundschaft wird mir immer bleiben; habe ich Euch nicht die drei Söhne gegeben, die Ihr so sehr liebt, die meine Hoffnung und Euer Stolz sind? Noch besitze ich einen Theil Eures Herzens; ich sollte nicht eifersüchtig wegen der Liebe sein, die Ihr im Geheimen einer Andern zugewendet. Jenes Mädchen ist interessant; glaubt nicht, daß ich ihr übel wolle, und wenn ich es sagen soll, Herr Herzog, ich habe ihr die Meubles aus meinem Schlafgemache nicht gesandt, um Euch zu betrüben oder Euch einen Vorwurf zu machen, sondern bloß, damit Ihr bisweilen auch bei Ihr an mich erinnert würdet.“

Beschluß folgt.

Tags-Begebenheiten.

Berlin. Se. Maj. der König haben dem von des Kaisers von Brasilien Majestät in besonderer Mission hierher gesandten Chevalier d' Dranjo in dem hiesigen königlichen Schlosse eine Privat-Audienz zu ertheilen und aus dessen Händen die Insignien des kaisert. brasilianischen Ordens des südlichen Kreuzes entgegen zu nehmen geruhet.

Lähm. In der Nacht zum 16. Januar wurde die hiesige kathol. Kirche mittelst gewaltsamen Einbruchs beraubt. Die Gotteskasten, ja selbst der Tabernakel waren erbrochen, das heilige Abendmahl umhergestreut und die heil. Gefäße entwendet. Die seidenen Fahnen fand man herabgerissen und von sämtlichen 5 Altären waren die Bekleidungen gestohlen. Ein erschütternder Anblick für jedes christliche Gemüth.

Musikalisches.

(Eingefandt.)

Freiburg, 1. Februar. — Zum Mittwoch, als den 8. Februar d. J. freuen wir uns hier auf einen eben so gediegenen als seltenen musikalischen Genuß, der den Vorwurf unsrer Zeit widerlegt, als wären wir viel zu unruhig, und zu sehr in den Aphorismus unsers materiellen Sinnes versunken, um noch Genuß an einem ernstern klassischen Kunstwerke finden zu können? — — Vielmehr sind wir überzeugt, daß der Sinn für erhabene und wahre Kunst eher gesteigert als gefallen, sich bei der am 8. Februar von unserm Kantor Subirge mit acht künstlerischer Sorgfalt und großen Kosten vorbereiteten Aufführung der Romberg'schen herrlichen Fandichtung nach der Schillerschen: „Glocke“ (eingefasst von zwei ihr würdigen Duvertüren,) — bewahrheiten wird. Wenn wir nur beiläufig hinzusetzen, daß diese längst anerkannte Composition von mehr als 100 Sängern und Instrumentalisten, unter Subirge's Direktion

in dem für Musik sehr geeigneten geräumigen Saale des Gasthofes zum schwarzen Bär in Freiburg, das imposante Element von der Stocke, auf jedes nur irgend empfängliche Gemüth so tief einwirkend, repräsentiren muß, so enthalten wir uns vorläufig der Hinweisung auf den Genuß einer Reihe künstlerisch hervorragender Solo-Parthieen, welche der verehrte Concertgeber eben so harmonisch als zweckmäßig zu vereinbaren weiß. — Welche Schwierigkeiten und Vorbereitungen eine so großartig vorzuführende Musik in der Provinz voraussetzt, kann nur der höhere Künstler selbst wahrhaft ermessen; die Anerkennung derselben, so wie der Hochgenuß ist unsere Sache! — Je klarer und vollendeter sich der Kern, aus der Hülse seiner unendlichen Schwierigkeiten losgelöst, uns darbietet, desto leichter und fröhlicher erscheint uns freilich das Kunstwerk selbst, das in seinem höherem Walten des Menschen Geist ergreift, an dem Erhabenen und Schönen, wie an einer Erzsäule aufrichten und an sich veredeln will. Dazu eben erscheint uns kein entsprechenderes dichterisch: wie musikalisch: vollendetes Werk geeigneter, als eben: „die Glocke.“ Also Subirge's Wahl und Zweck sind gleichsehr anzuerkennen, und wir dürfen wohl nicht erst hinzufügen, daß dieser Concert-Abend zu Freiburg, am nächstfolgenden Mittwoch, den 8. Februar, alle Kunstfreunde der Umgegend, so wie uns selbst hier, wenn nicht zu Schlitten, doch gewiß zu Wagen, fröhlich vereint sehen wird. — In dem dieser großen musikalischen Aufführung noch folgenden tanzenden Thee, soll unsre schöne Freiburger Glocke, im Beisein von mehreren Hundert Puthen und schönen Puthinnen getauft werden! — Item! — wer freut sich nicht auf ein Fest, wo Schiller's Geist mit Romberg's Talent von Subirge's Hand geführt, unsern Reigen voranschweben werden. — ?!

Ein Freiburger Kunstfreund.

Auflösung des Räthsels in Nr. 4.

Tungfrau.

☞ Diese Zeitschrift, welche wöchentlich einmal erscheint, ist durch alle Königl. Postämter für den vierteljährigen Pränumerations-Preis von 12 Sgr. portofrei zu erhalten.

Verleger und Redakteur C. J. Schögel.